

Märchen werden erzählt. Doch was sich so einfach anhört, will gelernt sein. Einer, der die Kunst perfekt beherrscht, ist Matthias Fischer. Seit 1990 erzählt der 47-jährige Augsburger die wundersamen Geschichten in seinem Märchenzelt am Kulturhaus Abraxas oder bei Gastspielen in seinem mobilen Zelt. Zunächst als Hobbyerzähler, ab Dezember 1995 professionell.

Wie kamen Sie zu diesem außergewöhnlichen Beruf? Wie wird man Märchenerzähler?

Matthias Fischer: Eine pauschale Aussage kann ich dazu nicht treffen. Denn jeder Mensch hat einen individuellen Zugang zu Märchen. Bei mir war es zunächst die Freude an der gesprochenen deutschen Sprache. Mir hat es schon immer gefallen, Gedichte zu sprechen oder zu singen. Als ich einer Märchenerzählerin begegnet bin, war das der Zeitpunkt, ab dem es mir immer wichtiger geworden ist. Das Märchenerzählen hat mich einfach am meisten beschäftigt und am meisten zufriedengestellt.

Haben Sie eine spezielle Ausbildung absolviert?

Fischer: Ich habe Sprecherziehung studiert. Dabei geht es um Sprechkunst, auch um Bühnensprache, Mediensprache und Rhetorik.

Was ist das Geheimnis des Erzählens? Wie zieht man das Publikum in seinen Bann?

Fischer: Dazu gibt es ganz verschiedenen Meinungen. Es reicht auf jeden Fall nicht, die Geschichte einfach zu rezitieren. Im Englischen heißt auswendig lernen „to learn by heart“, und darum geht es. Wenn man erzählt, muss es aus einem selber herauskommen. Die inneren Bilder, die man in sich selbst trägt, müssen ihren Ausdruck finden. Man muss die Geschichte miterleben.

Mit welchen sprachlichen Mitteln lässt sich das bewerkstelligen?

Fischer: Der Text muss lebendig sein. Das schafft man mit viel wörtlicher Rede und mit einem Wechsel aus Vergangenheit und Gegenwart.

Aber auch wenn ich die Stimme verändere oder zwischen laut und leise alterniere, schaffe ich Lebendigkeit.

Inwieweit verändern Sie ein Märchen?

Fischer: Den Text gestalte ich um, den Plot nicht. Allerdings gibt es von vielen Märchen verschiedene Versionen. Dann bringe ich schon einmal mehrere Fassungen zusammen, um die Aussage möglichst genau zu treffen. Aber es gibt auch Passagen, die man genau so zitieren muss. Zum Beispiel bei den Grimms existieren viele Reime oder wunderschöne Redewendungen. Bei anderen Märchen hingegen muss ich den Text sogar abwandeln. Zum Beispiel die Erzählungen von Christian Andersen. Seine Sätze sind meist viel zu lang und komplex. Das kann man so nicht erzählen. Ich formuliere viel kürzer und lasse manches weg. Auch die Übersetzungen ausländischer Märchen muss ich häufig umformulieren.

Wie bereiten Sie sich auf eine Vorstellung vor?

Fischer: Mittlerweile überhaupt nicht mehr. Das ist inzwischen Routine und mir in Fleisch und Blut übergegangen. Aber ich bin auch mit einer guten und unempfindlichen Stimme gesegnet.

Wie viele Märchen haben Sie im Repertoire?

Fischer: Insgesamt sind es etwa 150. Allerdings habe ich verschiedene Rotationen. Im engsten Kreis sind es etwa 30 bis 40 Märchen, die sehr oft vorkommen – mindestens einmal im Monat. Zur zweiten Rotation rechne ich die saisonalen. So erzähle ich zum Beispiel im Herbst vom Kürbis oder von Erntedank. Zur dritten Gruppe gehören die Märchen, die ich nur punktuell vortrage. Zum Beispiel an Ostern.

Verändert sich das Repertoire?

Fischer: Ja, die Märchen wandern von einer in die andere Rotation. Zum Beispiel in Jubiläumsjahren. Zum 200. Jubiläum der Gebrüder Grimm werden ihre Märchen stark nachgefragt. Manche Geschichten fallen auch für eine längere Zeit weg.

Heute Prinz, morgen Frosch

Berufung Märchenerzähler
Matthias Fischer über Naivität,
Zuversicht und Bilder im Kopf



Matthias Fischer ist Märchenerzähler. Die Autoren der besten Kindermärchen dürfen ihn live in seinem Märchenzelt erleben. Foto: oH

Sie kommen und gehen. Allerdings wirklich losgelassen habe ich ein Märchen noch nie.

Nehmen Sie auch neue Märchen in Ihre Sammlung mit auf?

Fischer: Ja, es kommen immer wieder neue dazu. Zum Beispiel „Der kleine Drache Kokosnuss“ von Ingo Siegner oder „Pettersson kriegt Weihnachtsbesuch“ von Sven Nordqvist.

Was fasziniert Sie an Märchen?

Fischer: Wie nah die Symbolik der Geschichten am echten Leben ist. Sie haben alle einen wahren Kern. Zum Beispiel handeln viele von der Angst, jemanden zu verlieren – Eltern oder Geschwister. Bei Hänsel und Gretel kommt das vor. Viele andere sind auch Entwicklungsmärchen, wie ein junger Mensch zum Erwachsenen reift. Das sind häufig die Geschichten, die mit einer Hochzeit oder dem Königwerden enden. Dazu zählt beispielsweise der Froschkönig.

Was noch?

Fischer: Mit Märchen erreiche ich die Herzen der Menschen. Ich merke, wie es das Publikum rührt – viel mehr als vorgelesene Literatur. Märchen besitzen einen symbolischen und abstrakten Charakter, was jeden von uns betrifft.

Märchen können positiv bewegen, sie können aber auch ängstigen. Es gibt auch brutale Märchen. Kommt es vor, dass Kinder wirklich Angst haben?

Fischer: Nein, es kommt darauf an, wie man erzählt. Das Gruselige muss sich auflösen. Und Horrormärchen existieren nur sehr wenige. Dazu zählen beispielsweise Blaubart oder der Machandelbaum.

Wie geht man mit solchen Geschichten um?

Fischer: Ich finde nicht, dass das ein Problem ist. Schließlich ist das Leben auch oft ungerecht. Afrikanische Märchen sind sehr oft so ausgelegt. Sie haben aber auch eine andere Funktion. Sie sollen zum Diskutieren anregen. Die Leute denken die Geschichte weiter und bewerten sie.

Sie erzählen Märchen aus den verschiedensten Ländern. Muss man die Länder besucht haben, um die Geschichte authentisch schildern zu können?

Fischer: Weil ich vorher als Reise-wettbewerbskaufmann gearbeitet habe, bin ich zwar schon viel herumgekommen, aber ich denke, wenn man offen ist und sich mit der jeweiligen Kultur beschäftigt, ist das nicht unbedingt notwendig.

Was kann der Zuhörer vom Märchen lernen?

Fischer: Die Menschen können aus Märchen Zuversicht schöpfen. Schwierige Situationen sind lösbar. Es wird eine Naivität proklamiert, die sagt: „Es geht irgendwie weiter!“ Im Märchen resigniert niemand. Im Märchen begehrt niemand Suizid.

Wie hat sich Ihre Arbeit seit 1990 verändert?

Fischer: Das Publikum hat sich verändert. Es ist etwas unruhiger geworden. Vor allem die Kinder sind unkonzentrierter als früher.

Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Fischer: Am Medienkonsum. Die Kinder sind weniger geübt im Zuhören, glaube ich. Außerdem ist es heute nicht mehr die Regel, dass Eltern ihren Kindern etwas vorlesen. Auch das Lesen und damit die Erfahrung, Bilder im Kopf selbst zu erzeugen, fehlt vielen jungen Menschen heute. Aber die Erwachsenen machen es ihnen auch nicht anders vor. Wenn eine Lehrerin die Vorstellung damit zubringt, mit ihrem Handy Fotos zu machen, anstatt einfach zuzuhören, muss man sich nicht wundern, dass es den Kindern auch schwerfällt.

Wenn Sie wie im Märchen einen Wunsch freihätten, was wäre es?

Fischer: Natürlich könnte ich mir jetzt weitere Wünsche wünschen. Obwohl ich mich ohnehin als zufriedenen Menschen bezeichnen würde, entscheide ich mich für Zufriedenheit. Denn Reichtum und Gesundheit kann man besitzen, ohne zufrieden zu sein. Interview: Daniela Deeg